

immer noch dieselbe wie zur Zeit von Ehrenpreis. Das gilt auch für ihre Tracht, die jede Vermischung mit der umwohnenden Bevölkerung unmöglich macht.

Leider haben diese großen Wirtschaften auch dieselben Nachwirkungen hervorgebracht wie in den vergangenen Jahrhunderten: die Mißgunst der benachbarten Farmer, die das Gemeinschafts-Prinzip irgendwie als eine Herausforderung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung empfinden und die Brüder bei den verschiedenen Landesbehörden ins schlechteste Licht zu bringen suchen. Im großen und ganzen kann aber doch von einem wirtschaftlichen Gedeihen der Bruderschaft und von einem Wachstum gesprochen werden. Wichtiger als die wirtschaftlichen Schwierigkeiten ist das Fehlen echter geistiger Führer, woran letztlich die eigentliche Existenz der Bruderschaft hängt. Es ist eine Situation, welche die Gruppe oftmals durchzumachen hatte; wunderbarerweise aber hatten sich dann doch stets Männer gefunden, wie Ehrenpreis, Waldner oder Elias Walter, die die Bruderschaft auch geistig wieder auf die alte Höhe zu heben imstande waren. Dann aber war ihnen auch wirtschaftlicher Erfolg beschieden.

Lit.: Lydia Müller, Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer, 1928; František Hrubý, Die Wiedertäufer in Mähren, 1935; Bertha W. Clark, The Hutterite Communities, Journal of Political Economy, Chicago, Ill., 1924; Max Weber, Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, 1905 (die Grundlage für die hier gebotenen Analysen); Grimmelshausen, Simplizissimus (Buch V, Kap. 19); über die Ärzte bei den Brüdern vgl. die Aprilnummer von Menn. Quart. Rev., 1953.

HERTA HARTMANSHENN

DIE HUTTERISCHEN BRÜDERGEMEINDEN IN KANADA

Die kanadischen Politiker und Anthropologen, Einwanderungsbeamten und Soziologen sprechen und schreiben meist vom „kanadischen Mosaik“, wenn sie das kanadische Volk als Ganzes betrachten. Der „Schmelztiegelprozeß“ als erstrebenswertes bevölkerungspolitisches Ziel, den die Vereinigten Staaten in jeder Weise fördern, wird — im Prinzip zum mindesten — als farblose Uniformierung angesehen, bei dem jene wertvollen, kulturellen Eigenheiten verloren gehen würden, die alle zusammen eben jenes bunte „kanadische Mosaik“ bilden.

Die deutschsprachigen Huttergemeinden in den kanadischen Provinzen Manitoba, Saskatchewan und Alberta bilden in diesem vielfarbigem Mosaik der kanadischen Bevölkerungsgruppen nur ein ganz kleines Steinchen. An Zahl eine kleine Gruppe — etwa zwölftausend Seelen, wie mir der ehrwürdige alte Prediger Jakob Wipf auf meiner letzten Fahrt zu den Hutterkolonien angab, zwölftausend bei einer Gesamtbevölkerung von rund zwanzig Millionen Menschen in einem riesigen Lande! Wie ist es möglich, daß diese Menschen nicht schon lange von der so andersartigen Umwelt beeinflusst und schließlich aufgesogen wurden? Wie läßt sich dieses außergewöhnliche Beharrungsvermögen, dieses Festhalten an der deutschen Sprache, Sitte, Religion, Tracht durch vier Jahrhunderte hindurch erklären?

Dieses kleine Völkchen ist einen langen Wanderweg gegangen. Vor mehr als vier Jahrhunderten mußten die Hutterbrüder, die zu der religiösen Bewegung der Täufer gehören, aus dem süddeutschen Raum aufbrechen. Der Wander- und Fluchtweg dieses kleinen Völkchens ging vom deutschen Stammesgebiet aus. Kärnten und Bayern, Pustertal und Inntal, Steiermark und Salzburg, Franken, Schwaben und Elsaß, Etschland und Schweizerland waren Stätten kirchlicher Verfolgungen, bei denen Tausende der „ketzerischen Wiedertäufer“ den Märtyrertod fanden. Noch heute singen die Hutterer am Feierabend ihre „Liedle“ mit den „Weisen“ (Melodien) aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die den Märtyrertod der Hutterervorfahren beschreiben. Das Kleingeschichtsbuch der Hutterischen Brüder, das auf jeder Kolonie in Kanada von den Kindern und Alten gelesen wird, meldet: „Etliche zerreckt und zerstreckt, daß die Sonn durch sie geschienen möcht haben, etliche zu Aschen und Pulver verbrennt unter dem Namen der Ketzer, etliche an Säulen gebraten, etliche mit glühenden Zangen gerissen, etliche in Häusern versperrt, alles miteinander verbrennt, etliche an die Bäum gehenkt, etliche aber mit dem Schwert hingericht, erwürgt und zerhauen; vielen Knebel ins Maul gelegt und die Zung verbunden, daß sie nit reden sollten können oder sich verantworten, und also zum Tod geführt. Ein Teil Weibspersonen hat man ins Wasser gestoßen, wiederum herausgenommen und gefragt, ob sie abstehen wöllen; als sie aber fortbestanden, alsdann ertränkt, die übrigen, so dem allem entrunnen sein, hat man verjagt und vertrieben von einem Land ins ander, von einem Ort zum andern; mußten gleich sein wie die Eulen und Nachtraben, die bei Tag nit wandeln dürfen, mußten oftmals heimlich in Felsen und Steinklüften, in wilden Wäldern, in Gruben und Löchern der Erden sich aufhalten und verkriechen. Man suchet sie mit Hunden und mit Schergen, man stellt ihnen nach wie den Vögeln in den Lüften.“ Der lange Fluchtweg ging über Mähren und Böhmen, in die Wallachei, nach Siebenbürgen,

nach Rußland, nach den Vereinigten Staaten — und schließlich nach dem ersten Weltkriege nach Kanada.

Hier wurde ihnen religiöse Freistatt garantiert. Die Hutterer fügen sich den Gesetzen des kanadischen Staates. Obwohl sie kein Privateigentum besitzen, bezahlen die einzelnen Kolonien Steuern. Die ursprüngliche Weigerung der Huttergemeinden, ihre Kinder in weltliche Schulen zu schicken, ist inzwischen aufgegeben worden — die Huttererkinder werden acht Jahre lang auf den Kolonien von ausgebildeten Lehrern nach dem provinziellen Lehrplan unterrichtet. Aber nebenher geht eine sehr intensive Lehrtätigkeit der Hutterer-Schullehrer, die nicht formal ausgebildet sind. In der „Kleinen Schul“ sind die Kinder von drei bis sechs Jahren. Die „Kinderankela“ oder „Schulmutter“ lehrt die Kleinen dort das Beten und Singen auf Deutsch, sorgt für ihr Essen und die Mittagsruhe, oft unterstützt von einem jungen Mädchen, der „Kindsdirn“. Die „Große Schul“ versammelt die Kinder der Kolonie im Alter von sechs bis fünfzehn Jahren, morgens von halb acht Uhr bis neun und abends noch einmal, nach der „englischen Schul“. Da sitzen hier im fernen Kanada die Huttererkinder und üben unter der Leitung eines hutterischen Schullehrers, wie man die Lieder und Sprüche ihrer Vorväter in einer gestochen sauberen gotischen Schrift abschreibt. So besteht die paradoxe Situation, daß im eigentlichen Deutschland die sogenannte deutsche oder gotische Schrift in den Schulen nicht mehr gelehrt wird, daß ein Buch in Deutschland kaum mehr in Frakturschrift gedruckt wird, daß die jüngere Generation in Deutschland einen in deutschen Buchstaben geschriebenen Brief selten noch zu entziffern vermag, daß aber hier Kinder deutscher Abstammung sich mit Sorgfalt, unerhörter Konzentrationsfähigkeit und bei altmodischer Schuldisziplin mit dem Auswendiglernen deutscher Gebete, Sprüche und langer Liedverse abmühen. Der gestrenge Lehrer schreckt bei Mangel an Fleiß und Aufmerksamkeit auch vor Strafe nicht zurück. So kommt es, daß nicht nur die Alten sich ausschließlich in ihrem alpenländischen Dialekt unterhalten, sondern daß auch die junge Generation außerhalb der „englischen Schul“ nur Deutsch untereinander redet.

Das Prinzip der Wehrlosigkeit war seit der Gründung der Gemeinden einer der Hauptglaubensgrundsätze. Die Hutterer lehnen den Dienst in der Armee ab. Kanada respektiert die „Waffendienstverweigerung aus Gewissensgründen“ voll und ganz.

Im Jahre 1958 gab es in Kanada 86 Kolonien, in der Provinz Alberta 51, in Saskatchewan 6, in Manitoba 29, mit insgesamt etwa 9000 Seelen. Inzwischen gibt es in ganz Kanada schon mehr als 120 Bruderhöfe, mit einer Bevölkerungszunahme zu mindestens 12 000 Seelen. Der Grund ist der

große Kinderreichtum der Hutterer. Zehn bis zwölf Kinder in der Familie sind eher die Regel als die Ausnahme. Der auffallend gute allgemeine Gesundheitszustand und die geringe Sterblichkeit ist der Grund für eine Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen von Soziologen, Psychologen und Psychiatern. Es erscheint bemerkenswert, daß trotz der biologischen Inzucht, unvermeidlich bei einer Gemeinschaft, die kaum Zuzug von außen erhält und die sich immer wieder aus ihren eigenen Gemeindemitgliedern generationsmäßig erneuern muß, außer Kurzsichtigkeit, die vor allem bei Frauen häufig vorzukommen scheint, keine Degenerationserscheinungen festzustellen sind. Die Mitglieder der Huttergemeinden erfreuen sich zu einem hohen Grade einer seelischen Gesundheit, die auf dem gehetzten nord-amerikanischen Kontinent die Aufmerksamkeit der Psychologen und Ärzte erregt. Einmal ist es der religiöse Glaube, der diesen Menschen in allen Krisen Standfestigkeit gibt, zum andern aber auch ihre Form des Zusammenlebens in der Gütergemeinschaft. Ihre Wirtschaftsform, die auf die Besitzlosigkeit der urchristlichen Gemeinden zurückgeht, ist so krisenfest, wie ein Wirtschaftsunternehmen in der modernen Zeit, wo eine Krise die andere ablöst, nur sein kann. Das einzelne Glied der Gemeinschaft besitzt nicht das Geringste an persönlichem Eigentum. Die Kleider auf dem Leib werden ihm je nach Bedarf vom „Wirt“ oder „Haushalter“ zugeteilt. Aber Besitzlosigkeit bedeutet deswegen noch lange nicht Bedürftigkeit. Jeder einzelne weiß, daß er unter allen Umständen, ob ihn nun Krankheit oder Alter arbeitsunfähig machen, versorgt ist. Dabei lehnen die Hutterbrüder Versicherungen irgendwelcher Art ab. Sie machen auch keinen Gebrauch von den vom kanadischen Staat ausgezahlten Familien- und Kinderbeihilfen und Altersrenten. Dem Hutterer bleibt unser schon fast krampfhaftes Jagen nach „security“ erspart. Er weiß, daß er Glied einer Gemeinschaft ist, die ihn unter allen Umständen tragen und erhalten wird. Das Freisein von jeglichem materiellen Besitz wird so zu einem Gefühl größter Freiheit und Unbeschwertheit, so wie es wohl nur noch Mitglieder religiöser Orden kennen, die ebenso wie die Hutterbrüder das Gelübde der Armut und des Gehorsams ablegen.

Die typische Siedlungsform der kanadischen Huttergemeinden unterscheidet sich in der Anlage ganz ausgesprochen von den deutschen Mennonitensiedlungen, wie wir sie z. B. in Süd-Manitoba finden. Die Mennoniten leben in langgestreckten Reihen oder Straßendörfern, deren Häuser nach der Straße zu oft von einer Reihe oder Doppelreihe angepflanzter Pappeln abgegrenzt sind. Bei den Kolonien der Hutterer dagegen herrscht der Typ des süddeutschen Haufendorfes vor. Das Zentrum der Kolonie ist meist das große, langgestreckte Gemeinschaftshaus, die „Lehrstubb“. In der wei-

ten Landschaft Manitobas oder Albertas wirkt so ein großes Gebäude mit seinen vielen Fenstern ganz eigenartig. Dies Gebäude ist der Versammlungsraum der Gemeinden zum Gottesdienst und zu den Mahlzeiten, die immer in Gemeinschaft eingenommen werden. Die einzelnen Familien wohnen dagegen in ganz kleinen Häuschen, die nur einen oder zwei Schlafräume enthalten. Das Schlafzimmer der Eheleute heißt das „Örtl“. Die Einrichtung ist äußerst einfach und schlicht. Vielleicht ein frommer Spruch an der Wand, ein „Kostn“ (Truhe), Bett und Stühle sowie ein Ofen für die kalten kanadischen Winter. Das Häuschen braucht keine Küche zu haben, da in der großen „Kuchel“ das Essen für alle von der „Küchenmutter“ gekocht wird. Sie wird in dieser Arbeit von einigen Huttererfrauen unterstützt, die jeweils für einige Tage zu besonderen Arbeiten vom „Wirt“ dazu abgestellt werden. Der „Diener der Notdurft“ ist ein von der Gemeinde gewählter Wirtschaftsverwalter, und der „Weinzierl“ ist der Farmverwalter. Durch die Abwechslung in der Art der Arbeit — manchmal Kochen eine Woche lang, manchmal Gartenarbeit, manchmal Nähen, Waschen oder Wurstmachen, und dadurch, daß die Arbeit immer in Gemeinschaft verrichtet wird, kommt keine Monotonie auf — ein wichtiger Aspekt der Arbeitshygiene. In allen Kolonien konnte ich außerdem feststellen, daß strikt an etlichen Stunden Mittagsruhe festgehalten wird, wo jung und alt sich aufs Ohr haut und die Arbeit ruhen läßt. Die armseligen 10 Minuten Kaffeepausen derer „von der Welt“ (Menschen außerhalb der Gemeinde) nehmen sich dürftig genug dagegen aus. Ein Besuch auf einer der Huttererkolonien ist wie eine zeitliche Rückkehr ins sechzehnte Jahrhundert. Sprachlich haben sich eine Reihe mittelhochdeutscher Ausdrücke erhalten, einige Ausdrücke aus dem Russischen und Ungarischen sagen etwas aus über die weiten Wanderungen der Hutterer durch die Welt, und neuerdings kommen hinzu die englischen Ausdrücke für Farmmaschinen. Obwohl die Hutterer moderne Einrichtungen wie Autos, Radios, Fernsehen, Filme und Photographie als weltlich ablehnen, benutzen sie in ihrer Landwirtschaft die modernsten und teuersten Geräte und Maschinen, die sie, soweit es möglich ist, auch in ihren eigenen Werkstätten reparieren. Kleider und Schuhe werden noch auf den Kolonien hergestellt.

In Kanada gibt es drei Gruppen von Hutterern. Die Siedlungen der „Lehrerleut“ sind in Süd-Alberta. Der Führer dieser Gruppe war ein Mann namens Jakob Wipf, der sie 1877 von Rußland nach Amerika brachte. Sie nannten ihn den Jakob Lehrer, weil er in Rußland die „Hohe Schule“ besucht hatte. In dieser Gruppe tragen die Männer schwarze Jacken, Hosen und Hüte, mit „Knöpfle am Janker“ anstatt Haken und Ösen, wie die anderen Hutterer sie vorziehen. Die Frauen haben hohe Hemdkragen, mit

fünf Knöpfen geschlossen, buntkarierte Barchentschürzen und mit Kreuzstich gestickte Kopftücher mit traditionellen Bauernmustern, Namen und Geburtsdatum. Die „Dariusleut“ nennen sich nach dem Prediger Darius Walter, der eine Gruppe von Hutterbrüdern von Rußland nach den Vereinigten Staaten führte. Seine Gemeinde mußte den Winter 1874 in Erdhütten überstehen. Die kanadischen Dariusleut haben heute Brüderhöfe in Alberta und Saskatchewan. Die Kleidung der Dariusleut ist von denen der Lehrerleut darin unterschieden, daß die Männer Haken und Ösen an ihren Jacken haben und die Frauen dunkle Schürzen, dunkle Kopftücher mit weißen Punkten und umgeschlagene Hemdkragen. Die „Schmiedeleut“-Gemeinden, die heute in der kanadischen Provinz Manitoba zu finden sind, waren die Gründung dreier Schmiede. Auch sie unterscheiden sich in einigen äußerlichen Sitten von den beiden übrigen Gruppen. Auf allen Kolonien sind etwa 15 Patronymen zu finden, Familiennamen überwiegend aus dem süddeutschen Raum: Hofer, Waldner, Kleinsasser Tschetter, Mändel, Groß, Wipf, Sturz, Stahl, Glanzer, Walter, Wollmann. Die ebenfalls vorkommenden Namen: Decker, Entz und Knels sind dagegen Mennoniten-Namen aus der Gegend von Elbing im plattdeutschen Sprachgebiet. Im 18. Jahrhundert hatten sich nämlich 15 Mennoniten mit ihren Kindern den Hutterbrüdern angeschlossen, die damals in Vishenky in Rußland angesiedelt waren. Wenn man in den Straßen Winnipegs und Edmontons die bärtigen Männer sieht mit ihren breitrandigen schwarzen Hüten und die Frauen mit ihren Kopftüchern, langen faltenreichen Röcken und Schürzen, mit Gesichtern wie aus einem Gemälde von Holbein oder Lucas Cranach, dann erkennt sie jeder sofort als die „Hutterites“. Im Herbst weiden auf den abgeernteten Stoppelfeldern der Prärie riesige Gänseherden, betreut von ein paar Hütebuben. Die Truthähne und die Entenherden, die Rinderherden und die Milchkühe, die Getreidefelder und die Gemüseärten zeugen von dem Fleiß und der Planung der Hutterergemeinschaften. Sie sind gute Bauern, das muß man ihnen lassen. Da sich die Bevölkerungszahl einer Kolonie nach 16 Jahren ungefähr verdoppelt hat, wird jedesmal eine Teilung der Mutterkolonie nötig. Eine Kolonie von ungefähr 100 Menschen ist die Idealzahl für eine Landwirtschaft von etwa 10 000 Morgen mit gemischter Landwirtschaft. Man wird erinnert an das Ausschwärmen eines Bienenvolkes, das auch nach geheimnisvollen Naturgesetzen zu gewissen Zeiten vor sich geht. Tatsächlich sagen die Leute in den Hutterer-Siedlungsgebieten, wenn sie Zeichen zum Aufbruch merken: „They are swarming again. They have been humming.“ (Sie schwärmen wieder. Sie sind schon am Summen.) Die Wegziehenden sind entweder Freiwillige, oder sie werden durch das Los bestimmt. Die alte Kolonie bezahlt ganz oder zur Hälfte

die erheblichen Kosten für den Landerwerb und die Ausstattung der Tochterkolonie.

Auf einer meiner sommerlichen Fahrten war ich wieder einmal zu Gast auf einer Huttererkolonie in Manitoba. Der Gottesdienst in der sonnigen Lehrstube, wo die weißgescheuerten Eßtische einfach zur Seite gerückt worden waren, zog sich gute drei Stunden hin. Die langgedehnte Predigt des Ältesten, die strophenreichen Lieder, die die Gemeinde mit Eifer und Lautstärke sang, die sommerliche Hitze und die harte Bank, der Geruch von Sauerkraut und Geselchtem, der aus der Küche zu uns in den Betsaal drang, versetzten mich mit der Zeit in eine Art Trance. Ich sah die bärtigen, wie aus Holz geschnitzten Männergesichter, die zufriedenen ruhigen Gesichter der Frauen in ihrer altertümlichen Tracht, die kleinen Mädchen mit den langen Röcken und den straffgeflochtenen Zöpfchen unter dem Kopftuch, die kleinen Buben mit den langen schwarzen Hosen, aus denen die nackten Füße unten herausbaumelten. Fast in Halbschlaf gelullt, schien es mir auf einmal, ich sei nicht in Kanada im zwanzigsten Jahrhundert, sondern im Tirol des sechzehnten Jahrhunderts, als ein Mann namens Jakob Hutter, ein Anabaptist und „Schwarmgeist“, den ersten Anstoß gab für das Schicksal dieser deutschen Menschen, die hier im fernen Kanada jetzt ihrem Glauben leben. Dieser Jakob Hutter war ursprünglich ein „houter“, das heißt ein Hutmacher. Ungefähr um 1500 wurde er im kleinen Dorf Moos bei Bruneck im Pustertal geboren. Auch er wurde von der geistigen Unruhe erfaßt, die damals durch die deutschen Lande ging. Die traditionellen Heil- und Gnadenmittel der Kirche besänftigten auch ihn nicht mehr. Neue Deutungen altbekannter Bibelstellen, die auf die Erwachsenentaufe und die urchristliche Gesellschaftsordnung des brüderlichen eigentumslosen Lebens hinzuweisen schienen, machten ihn der weltlichen Obrigkeit zum Feind. Im Auftrag der Kirche wurde ein Steckbrief gegen ihn erlassen. Er wurde darin beschrieben als „ain person, die einen schwarzen Bart hat, bekleidet mit einem schwarzen losen Wappenrock, einem blauen Wams, Eisenhosen, einem schwarzen Hut und der ein Hackl am Armt tragt.“ Im Februar 1536 wurde er zum Tode verurteilt und auf dem Scheiterhaufen in Innsbruck verbrannt. Das „Kleingeschichtsbuch“ der Hutterischen Brüder vermeldet: „Von diesem Jakob Huetter hat die Gemein den Namen ererbt, daß man sie die Hutterischen Brüder nennt, dessen sich die Gemein auf den heutigen Tag nit schämt.“